

Leitartikel

Schmerz und Leiden beim Pferd und ihre Bedeutung für Ausbildung und Tierschutz

H. Meyer

Bergische Universität Wuppertal

Das Leben der Tiere ist – ebenso wie das des Menschen – mit Schmerzen, Leiden und Schäden verbunden. Die Natur wurde nicht als eine Idylle ständigen Wohlseins und totaler Unversehrtheit konzipiert – beziehungsweise sie entwickelte sich nicht als eine solche.

Tiere werden allerdings nicht nur in ihren natürlichen, artspezifischen Biotopen mit Schmerzen, Leiden und Schäden konfrontiert; als „Haus“tieren des Menschen geht es ihnen ähnlich. Die Domestikation stellte – und stellt wieder – einen Eingriff in das Leben der Tiere dar. Der Mensch bemächtigt sich ihrer – und er fügt ihnen dabei manchmal Schmerzen, Leiden und Schäden zu, und zwar nicht nur aufgrund außergewöhnlicher ungünstiger Umstände, sondern aufgrund der menschlichen Vorstellungen entsprechenden Haltungsbedingungen und Nutzungsweisen recht regelmäßig. Der Mensch ändert den Biotop, das heißt die ursprünglichen Existenzbedingungen der Tiere. Einerseits befreit er die Tiere von manchen Anforderungen des natürlichen „struggle for life“ (Darwin, 1859), andererseits schafft er Belastungen, die die Tiere in ihrem natürlichen Biotop nicht kennen. Der Mensch modifiziert ferner die Tiere selbst, indem er die „natürliche“, nämlich an der Überlebensfähigkeit im ursprünglichen Biotop orientierte Selektion verändert und die Vererbungschancen nach seinen Maßstäben bestimmt. Durch die Zuchtauslese nach menschlichen Richtlinien wurden beim Pferd zum Beispiel die Aggressionsbereitschaft reduziert oder bestimmte Körperformen sowie bestimmte Bewegungsweisen auf Kosten anderer gefördert.

Mit Recht bezeichnete man die Domestikation als „das größte Experiment des Menschen mit dem Tier“, sprach vom Haustier als einer „Wirklichkeit zwischen dem reinen Tier und dem Menschen“ (Ortega y Gasset, 1942), vom Hausstand als einem „besonderen biologischen Zustand“ (Herre und Röhrs, 1973) oder von den „menschlichen“ Lebensbedingungen des Tieres als einer „Ersatzheimat“ (Kirchshofer, 1973). Die Folgen der Domestikation reichen unter anderem so weit, daß die heutigen Haustiere unter den Umweltbedingungen ihrer Wildarten nicht mehr ohne

weiteres überleben könnten und daß bei der fürsorglichen Gestaltung der Umwelt der Haustiere durch den Menschen laut Herre und Röhrs (1973) „nicht einfach von den Bedürfnissen und Ansprüchen der Wildart“ ausgegangen werden kann.

Pferde, insbesondere Sportpferde in den technischen Gesellschaften, werden ebenfalls nach menschlichen Vorstellungen und Zielen gehalten und ausgebildet. Die Ausbildung auf dem Dressurviereck und die Schulung im Springparcours orientieren sich zwar an den angeborenen Verhaltensweisen des Pferdes, sie gehen aber auch stets über diese hinaus, und zwar in der Quantität ebenso wie in der Qualität der Bewegungsabläufe.

Zum Springen sei hier nur angemerkt, daß junge Pferde auf der Weide manchmal Hindernisse im Sprung überwinden, daß sie diese häufiger aber umgehen. Im Springen ausgebildete Pferde scheinen auch auf der Weide häufiger als nichtausgebildete zum Springen bereit zu sein. In Einzelfällen gibt es ausgebildete und auch nichtausgebildete Pferde, die ohne äußeren Druck immer wieder die Koppelzäune überspringen. Die Fähigkeit und die Bereitschaft, Hindernisse verschiedener Art und Höhe im Sprung zu passieren, ist bei den einzelnen Pferden unterschiedlich entwickelt. Von den unterschiedlichen Dispositionen der Pferde hängen das Ausmaß und die Art der reiterlichen Einwirkung ab, die bei der Überwindung der Hindernisse verschiedener Art und Höhe erforderlich sind. Die Mehrzahl der Pferde lernt zum Beispiel ohne ausgeprägten reiterlichen Druck, etwa 1 m hohe Hindernisse zu überwinden. Das Springen ist zwar, so läßt sich zusammenfassend feststellen, im natürlichen Bewegungsprogramm des Pferdes nicht besonders ausgeprägt, es widerspricht diesem Programm aber auch nicht, sofern physische Leistungsgrenzen und psychische Dispositionen des einzelnen Tieres respektiert werden.

Die Ausbildung auf dem Dressurviereck geht ebenfalls über die genetisch fundierten Bewegungsbereitschaften des Pferdes hinaus, auch wenn dies für viele Beobachter nicht so offensichtlich wie beim Springen ist: Zunächst einmal bestimmt der Mensch den Zeitpunkt der Bewegung, und zwar unabhängig von den äußeren und inneren Reizen, auf die das Tier unter natürlichen Lebensbedingungen mit bestimmten Bewegungsweisen reagiert. Passageartige Tritte zum Beispiel sind zwar im natürlichen Bewegungsprogramm des Pferdes enthalten, der Reiter fordert diese Tritte aber in einer bestimmten Weise und an einem bestimmten Punkt im Viereck; vor allem fordert er sie ohne die Reize, die die passageartigen Tritte im natürlichen Lebenskontext auslösen. Der Reiter verlangt vom Pferd weiter ein anderes Ausmaß der Bewegung, zum Beispiel längere Trab- und Galoppstrecken, während in den natürlichen Dispositionen des Pferdes die Fortbewegung in mäßiger Geschwindigkeit, meist wohl im Schritt oder im Zokkeltrab, dominiert und die Fortbewegung in größerer Geschwindigkeit auf kurze Phasen beschränkt bleibt. Ferner gestattet der Reiter dem Pferd häufig nur eine Stunde am Tag die Mobilität, während es unter natürlichen Bedingungen die meiste Zeit des ganzen Tages in Bewegung ist. Hinsichtlich des Ablaufs der Bewegungen geht der Reiter

ebenfalls über die natürlichen Dispositionen hinaus. Im Trab zum Beispiel begnügt er sich häufig nicht mit dem vom Pferde angebotenen Takt, mit dem vom Pferd angebotenen Raumgriff oder mit dem vom Pferd angebotenen Versammlungsgrad; er versucht vielmehr, die angesprochenen Qualitäten der Bewegung nach seinen Vorstellungen zu verändern, wobei diese Veränderung nach den Normen der Reitlehre und häufig auch in funktionaler Hinsicht eine „Verbesserung“ darstellt.

Die Veränderung bestimmter Qualitäten der Bewegung geht fließend in eine Veränderung der Art der Bewegung über. Bei der bereits angesprochenen Passage ließe sich dies im einzelnen ebenso zeigen wie bei der Piaffe, der Pirouette oder der Traversale. Noch deutlicher ist dies aber beim Rückwärtsrichten, das, zumindest über eine Strecke von mehreren Tritten, unter den natürlichen Lebensbedingungen beim Pferd gar nicht oder nur äußerst selten zu beobachten ist.

Die Ausbildung des Pferdes geht demnach über die Erniedrigung und die Erhöhung der Reizschwellen für bestimmte angeborene Reaktionen, über Prozesse der Sensibilisierung und der Desensibilisierung gegenüber natürlichen Reizen hinaus; sie besteht ferner nicht nur darin, bestimmte angeborene Verhaltensweisen durch unspezifische Reize zu evozieren, das heißt nicht nur in den sogenannten „bedingten Reflexen“, sondern auch in der Vermittlung von Bewegungsweisen, die in der vom Reiter geforderten Weise nicht im genetisch disponierten Verhaltensprogramm des Pferdes enthalten sind.

In der zwischen Menschen üblichen Weise schaltet die sprachliche Vermittlung der menschlichen Forderungen in der Interaktion zwischen Mensch und Tier aus. Belohnung und Strafe bleiben daher als die beiden opportunen Mittel, dem Tier die menschlichen Ziele „verständlich“ zu machen. Dies sah bereits der griechische Schriftsteller *Xenophon*, als er um 365 v. u. Zr. in seiner Schrift „über die Reitkunst“ konstatierte: „Den Menschen gaben es die Götter, einen Menschen durch die Rede zu belehren, was er tun muß. Ein Pferd kann man natürlich mit der Rede überhaupt nicht belehren. Gibt man ihm aber, wenn es etwas so getan hat, wie man wollte, eine Belohnung und straft es, wenn es ungehorsam ist, so lernt es am ehesten, seine Pflicht zu tun. Und dies gilt, um es kurz zu sagen, in der ganzen Reitkunst.“

Erwünschte Bewegungsweisen werden also mit Reizen verbunden, die das Pferd – auf Grund seiner genetischen Disposition – als positiv empfindet. Die erwünschten Bewegungsweisen kann das Pferd auf Grund seiner genetischen Dispositionen, auf Grund früherer Erfahrung (Lernen) oder mehr oder minder „zufällig“ zeigen. Strafe bedeutet dem entsprechend, unerwünschte Verhaltensweisen mit negativen Reizen zu verknüpfen und das Pferd dazu zu veranlassen, den – auf Grund angeborener Dispositionen – als negativ empfundenen Reiz dadurch zu vermeiden, daß es die unerwünschte Verhaltensweise unterläßt.

Der Begriff des „bedingten Reflexes“ ist deshalb problematisch, weil er den Eindruck vermittelt, bei den durch Strafe unterdrückten und den durch Lob bestärkten und verfe-

stigten Verhaltensweisen handle es sich stets um sehr einfache, durch relativ einfache physiologische Verbindungen ausgelöste und ohne Verzögerung erfolgende angeborene Reaktionen; dies ist aber, wie gesagt, nicht der Fall. Zudem unterstellt die Theorie des „bedingten Reflexes“ eine bestimmte, nämlich vereinfachte Sicht der Reiz-Reaktions-Zusammenhänge im tierischen Organismus.

Vor allem komplexe Lebewesen wie die Säugetiere handeln nicht nur in Hin- und Abwendungen von bestimmten physikalischen Reizen, das heißt, nicht nur in Taxien und Tropismen; ihr Verhalten ist vielmehr in starkem Maße instinktiv gesteuert, nämlich durch angeborene Verhaltenskoordinationen, die bei spezifischer innerer Handlungsbereitschaft von spezifischen äußeren Reizen ausgelöst werden. *Timbergen* (1951) verstand den Instinkt dementsprechend als einen „hierarchisch organisierten nervösen Mechanismus, der auf bestimmte vorwarnende, auslösende und richtende Impulse, sowohl innere wie äußere, anspricht und sie mit wohlkoordinierten, lebens- und arterhaltenden Bewegungen beantwortet“.

Die Beeinflussung des tierischen Verhaltens durch Lob und Strafe setzt voraus, daß das Tier dem Lob und der Strafe zugänglich ist, das heißt, daß es positive und negative Reize auf Grund seiner angeborenen Disposition als solche erfährt. Weiter setzt dies voraus, daß das Tier Verhaltensweisen zeigt oder sich entlocken läßt, die dann mit Hilfe der Strafe zurückgedrängt oder die mit Hilfe des Lobs bestärkt werden.

Die zentrale Maxime der artgemäßen Ausbildung besteht darin, sich mit seinen Forderungen möglichst weitgehend an das natürliche Verhaltensprogramm des Pferdes anzuschließen und möglichst weitgehend auf diesem aufzubauen. Diese Maxime bedeutet dann auch, die erwünschten Ausschnitte oder Qualitäten der vom Pferd angebotenen Bewegungen durch Lob zu bestärken und ferner den Zusammenhang der vom Menschen ausgehenden (für das Tier artifiziellen) Reize und der erwünschten Reaktionen durch Lob zu verfestigen. Da das Pferd aber unter anderem vom Menschen unerwünschte Reaktionen zeigt, kommt der Mensch in der Realität nicht umhin, diese mit Hilfe der Strafe zu unterbinden. Dies trifft nicht erst für den Leistungssport, sondern auch für das sogenannte Freizeitreiten, ja bereits für die Haltung des domestizierten Tieres zu.

Der Reiter fordert, wie gesagt, unter anderem Verhaltensweisen, die über das natürliche Bewegungsprogramm des Pferdes hinausgehen und die das Pferd insofern nicht von sich aus anbietet. Solchen Verhaltensweisen entsprechen keine spezifischen Reize, das heißt auch, der Ausbilder muß versuchen, sie durch unspezifische Reize zu evozieren. Dies geschieht nach dem Prinzip von „Versuch und Irrtum“, das heißt auch, das Pferd reagiert auf die artifiziellen Reize des Reiters mit verschiedenen Verhaltensweisen, von denen die erwünschten durch Lob bestärkt und die unerwünschten mit Hilfe der Strafe unterdrückt werden. Bei der Provokation bestimmter Verhaltensweisen durch unspezifische Reize nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum kommt es nicht selten zu Phasen der Desorientierung des Pferdes, das heißt zu Phasen, in denen das Pferd (noch)

nicht „begrift“, was der Reiter von ihm verlangt, in denen es den vom Reiter ausgehenden Reiz, nämlich seine „Hilfe“, noch nicht „versteht“, in denen beim Pferd noch keine feste Verbindung zwischen dem Reiz des Reiters und der vom Tier verlangten Reaktion besteht. Exakte und stets gleichbleibende Hilfen des Reiters fördern die rasche und stabile Ausbildung solcher Verbindungen, inkonsequente, wechselnde und undeutliche Hilfen behindern sie. Geht der Reiter in solchen Phasen der Desorientierung – zum Beispiel beim Angaloppieren mit der Remonte, bei den fliegenden Galoppwechseln a tempo oder bei der Piaffe bei fortgeschrittenen Pferden – nicht behutsam mit dem Tier um und verstärkt er dessen Desorientierung durch inkonsequente Hilfe in Verbindung mit der Überforderung seiner Lernfähigkeit, dann kann dies zu einer Erregung mit neurotischen Akzenten führen, und zwar neurotische Akzenten, die denen ähnlich sind, die bei Hunden in den Pawlowschen Versuchen zum bedingten Reflex beschrieben wurden.

Das Prinzip, mit angenehmen und unangenehmen Reizen das Verhalten zu beeinflussen, kennen die Pferde bereits auf Grund ihres angeborenen Verhaltensprogramms. Wahrscheinlich sind Unwohlsein, Schmerz und Angst zur Auslösung von Verhaltensänderungen in der Natur noch wichtiger als das Lob; wahrscheinlich erfolgen die Reaktionen des Pferdes auf Strafen daher nicht selten prompter als die auf das Lob.

Unwohlsein, Schmerz und Angst stellen psycho-physische Prozesse von integraler Bedeutung dar. Sie funktionieren als Warnsignale, zeigen dem Organismus respektive im Organismus (lebens)gefährliche äußere oder innere Existenzbedingungen an und veranlassen den Organismus, diese Bedingungen zu ändern oder durch weitere Modifikationen des eigenen Verhaltens die Gefahr zu reduzieren. Zerstört man einem Tier die Bahnen der Schmerzleitung, dann kann es solche Warnsignale nicht mehr wahrnehmen, es kann sein Verhalten angesichts drohender Gefahren und Schäden nicht modifizieren und verstümmelt sich im Extremfall selbst.

Im natürlichen Sozialverband mit den Artgenossen stellt die Verhaltensänderung auf Grund von Unwohlsein, Schmerzen, Leiden und selbst Schäden ebenfalls eine integrale biologische „Technik“ dar. Insbesondere bei höher organisierten Tieren, bei denen der Anteil des erworbenen Verhaltens im Vergleich zum angeborenen zunimmt, vermitteln die leiblichen Eltern und generell die Älteren den Jungen derart bestimmte Verhaltensweisen, daß heißt, sie vermitteln das erwünschte Verhalten in starkem Maße dadurch, daß sie das unerwünschte bestrafen. Im spielerischen Austausch mit Gleichaltrigen lernen die sozialen Tiere ebenfalls, bestimmte Verhaltensweisen zu vermeiden und generell mit Schmerzen umzugehen, nämlich mit Verhaltensänderungen adäquat auf sie zu reagieren. Schließlich bilden Unwohlsein, Schmerzen, Ängste, Leiden und manchmal auch Schäden wichtige Faktoren bei der Ausbildung der Rangreihen im Sozialverband. Unwohlsein, Schmerzen, Ängste, Leiden und selbst Schäden stellen inso-

fern natürliche Phänomene dar, ebenso wie die Verhaltenskorrektur mit ihrer Hilfe.

Das Ausmaß der in den skizzierten natürlichen Zusammenhängen auftretenden Schmerzen, Ängste und Leiden entspricht weitgehend der erforderlichen Funktion, das Individuum zu warnen und die Verhaltensänderung zu provozieren. Meist steht es in einem mehr oder minder angemessenen Verhältnis zum Maß der Gefährdung des Individuums beziehungsweise zur Notwendigkeit oder zur Dringlichkeit der Verhaltensänderung, das heißt auch, es dient dazu, die Verhaltensänderung je nach ihrer Dringlichkeit sicher und umgehend auszulösen. Das Ausmaß der Schmerzen, Leiden und Ängste ist insofern weder beliebig groß noch beliebig klein.

Die Aussagen über die Natürlichkeit von Schmerzen, Ängsten, Leiden und auch Schäden, über deren Ausmaß sowie über deren Bedeutung für die Verhaltensänderung rechtfertigen nun nicht problemlos die Schmerzen, Leiden und Ängste, die sich bei der Ausbildung des Pferdes gänzlich nicht vermeiden lassen; sie rechtfertigen vor allem keine Schmerzen, Leiden und Ängste in erheblichem Ausmaß. Wer das ethische Postulat, empfindenden Wesen keine Schmerzen und Leiden zuzufügen, rigoros leben möchte, der müßte auf die Ausbildung des Pferdes, ja er müßte auf seine Domestikation verzichten. Er würde freilich selbst in diesem Fall nicht konfliktlos handeln, denn er würde das Tier nicht von den Friktionen, Schmerzen und Leiden befreien, die dieses unter natürlichen Lebensbedingungen zu erwarten hat. Der vorurteilslos erkennende und ideologiefrei reflektierende Mensch gerät bei seinem Verhältnis zum Tier in ein unausweichliches moralisches Dilemma. Die Ausbildung von Pferden verlangt – ebenso wie die Tierhaltung im allgemeinen – Kompromisse, „menschliche“ Lösungen und nicht einseitige und rigorose Positionen.

Der durchaus „menschliche“ Kompromiß zwischen dem ethischen Postulat, empfindenden Wesen keine Schmerzen und Leiden zuzufügen, einerseits und der Nutzung des Tieres andererseits liegt in einer Ausbildung mit möglichst geringen Schmerzen und Leiden. Eine integrale Methode, dieses Ziel zu erreichen, besteht in der bereits angesprochenen Orientierung der menschlichen Ziele am angeborenen Verhaltensprogramm des Pferdes. Die „artgerechte“ Ausbildung gestattet, wie gesagt, zwar keine totale, aber eine weitgehende Unterbindung von Schmerzen und Leiden. Vor allem im Vergleich zu den Ausbildungs- und Dressurmethoden, in der mit der „Natur“ des Pferdes nur begrenzt vereinbare Ziele auf dem Wege der gewaltsamen Durchsetzung des Menschen und der rücksichtslosen Unterordnung des Pferdes angestrebt werden, erlaubt die artgerechte und insofern auch „humane“ Ausbildung einen beträchtlichen Abbau von Reibungen, Schmerzen und Ängsten. Dieser Abbau ist auch deshalb möglich, weil die Gesamtempfindung Schmerz oder Unwohlsein nicht nach dem „Alles-oder-nichts-Gesetz“ funktioniert; das Unwohlsein, die Schmerzen, die Leiden sowie die Ängste lassen sich vielmehr quantitativ und qualitativ differenzieren, sie lassen

sich vor allem hinsichtlich ihrer Intensität und Dauer dosieren.

Die ethische Forderung, Schmerzen und Leiden in der Ausbildung zu minimieren, ist allerdings nicht direkt und einfach zu erfüllen. Zwischen der Minimierung aus der Sicht eines mit der Ausbildung nicht vertrauten Menschen und einer pferdgemäßen Minimierung besteht häufig nämlich ein Unterschied. Bei manchen Pferden kann der vom Anliegen des Tierschutzes veranlaßte Verzicht auf den Sporn zum Beispiel dazu führen, daß die Tiere die von ihnen geforderte Leistung nur dann erbringen, wenn der Reiter sie mit ständig drückendem, pressendem und klemmendem Schenkel dazu „zwingt“. Ein derart wirkender Schenkel bildet nicht selten die Grundlage für eine Dauerreibung zwischen Mensch und Tier, ferner die Grundlage für einen verklemmten Sitz, der das Pferd in der entspannten Bewegungsentfaltung behindert.

Und der Reiter, der nicht bereit ist, mit seinem Sporn gelegentlich auch einmal zu stoßen, bohrt häufig ununterbrochen mit diesem; derart irritiert und stört er sein Pferd ständig, derart provoziert er dessen Widerstand. Würde der Reiter sein Pferd demgegenüber mit dem (stumpfen) Sporn gelegentlich spürbar stoßen, dann würde er ihm seine Anforderungen eindeutig und vernehmbar vermitteln; er würde das Pferd zum konsequenten Gehorsam veranlassen, würde es für die weiche Einwirkung des Schenkels sensibilisieren, würde die Entkrampfung des Schenkels, den lockeren Sitz und mit ihm die Entspannung sowie die Zufriedenheit des Pferdes fördern. Ähnlich verhält es sich bei der Einwirkung mit der Gerte. Mit ihr soll das Pferd angetrieben, mit ihr soll es auf die Einwirkung des Schenkels sensibilisiert, soll es im Extremfall auch gestraft werden. Sie ist aber weder dazu da, das Pferd zu kitzeln, noch dazu da, es zu malträtieren. Der von der Gerte ausgehende aversive Reiz sollte demnach von einem kühlen Kopf gesteuert werden. Wer mit der Gerte, ohne eine bestimmte Absicht, rüde und hemmungslos agiert, handelt in einer moralisch nicht vertretbaren und aufgrund des Tierschutzgesetzes strafbaren Weise. Wer nicht bereit ist, das Pferd im gegebenen Fall mit einem spürbaren Gertenschlag zu bestrafen, es auf die Einwirkung des Reiterschenkels zu sensibilisieren und derart zum Gehorsam zu veranlassen, der ermuntert es dazu, den Dominanzanspruch des Reiters zu ignorieren, immer wieder den eigenen Neigungen zu folgen und die Anforderungen des Reiters nur halbherzig zu erfüllen. Die Praxis, dem Pferd den vom Spornstoß oder vom Schlag mit der Gerte ausgehenden Schmerz zu ersparen, führt also – bei fortbestehenden Anforderungen des Reiters an das Pferd – meist nicht zur Entspannung des Verhältnisses von Mensch und Tier; fördert sie die entgegengesetzte Tendenz, nämlich Dauerreibungen.

Für den Reiter, der einerseits das Pferd nutzen und andererseits sein Handeln moralisch optimieren möchte, stellt der skizzierte Zusammenhang eine ärgerliche Tatsache dar. Insbesondere deshalb, weil der Mensch in den industriellen Gesellschaften nicht zum Zweck des Überlebens, sondern im Rahmen der luxurierenden Gestaltung seines Daseins reitet, ist er moralisch angreifbar. Verständlich werden

daher die Versuche, die bei der Ausbildung auftretenden Schmerzen und Ängste des Pferdes zu kaschieren oder mit Hilfe mehr oder minder wissenschaftlich orientierter Sachdiskussionen zu entwickeln.

Bei den Versuchen der Kaschierung und Entwirklichung geht es stets auch darum, auf die eingehende Analyse des Verhaltens des Pferdes zu verzichten und Indizien für das Vorliegen von Ängsten und Schmerzen zu übergehen. Nicht der Analogieschluß, sondern die differenzierte Beobachtung des Verhaltens ist die dem heutigen Stand empirisch ausgerichteter Wissenschaft entsprechende Methode, Schmerzen und Ängste beim Tier in ihrem Ausmaß zu bestimmen. Hinsichtlich der generellen (Unlust-)Qualität des Schmerz- sowie des Angsterlebens beim Tier stellt der vom menschlichen Schmerz und von der menschlichen Angst ausgehende Analogieschluß allerdings die Grundlage der weiteren Aussagen dar. Die Evolutionsbiologie sowie die Erkenntnis der biologischen Bedeutung von Schmerz und Angst begründen diesen Schluß: Die Evolutionsbiologie erklärt Homologien und Analogien in der Anatomie, der Physiologie sowie der Psychologie der verschiedenen Lebewesen; sie macht genetische Verwandtschaften und funktionale Ähnlichkeiten bei Lebewesen gleicher und unterschiedlicher Organisationshöhe deutlich, expliziert die nahe Verwandtschaft des Menschen zu den Wirbeltieren und konstatiert, daß deren Schmerzsystem dem des Menschen „ganz ähnlich“ (*Westhues*, 1955) ist. Nach *Lorenz* (1983) sind die „Emotionen“ der höheren Tiere denen des Menschen „brüderlich verwandt“. Nur die wissenschaftstheoretische Vorsicht bestimmt den Schmerz des Tieres als eine „wahrscheinliche Hypothese“ (*Zayan*, 1984).

Die spezielle Qualität des Schmerzes, seine Intensität sowie die Auslösung von Schmerzen bestimmter Intensität durch bestimmte sinnliche Reize lassen sich durch den Analogieschluß allerdings nicht ermitteln, beziehungsweise die Analyse des Verhaltens führt bei diesen Erkenntnisgegenständen zu objektiveren Ergebnissen. *Maier* (1987) warnte daher mit Nachdruck davor, die menschlichen Kategorien, Intensitäten und Erträglichkeitsgrenzen von Schmerzen dem Tier zu unterstellen.

Schmerz, Leid, Furcht und Angst lassen sich im vorliegenden Kontext als qualitativ unterschiedliche Formen der Unlust verstehen. Für den biologischen Zusammenhang der verschiedenen Modalitäten von Unlust ist es bezeichnend, daß der Organismus auf sie in ähnlicher Weise reagiert. Angesichts dieser Tatsache erscheint es für die vorliegende Erörterung als sinnvoll, die problematische phänomenologische Unterscheidung von Schmerz, Leid, Furcht und Angst nicht weiter zu verfolgen, sondern die ihnen gemeinsame Qualität der unlustgetönten Erfahrung oder Empfindung zu betonen. Diese gemeinsame Qualität ist nämlich ausschlaggebend für die Empfindlichkeit des Tieres und damit auch für die Bewertung der Auswirkungen bestimmter Handlungen des Menschen auf das Wohlbefinden des Tieres. Gegenüber der phänomenologischen Unterscheidung von Schmerz, Leid, Furcht und Angst wird in der heutigen Emotionsforschung die gemeinsame Qualität dieser unterschiedlichen Befindlichkeiten häufig

als „Streß“ beschrieben und auf Grund der weitgehend übereinstimmenden physiologischen Reaktionen objektiviert.

Ein sicheres Indiz für den Übergang des Wohlseins zum Unwohlsein, für den Übergang des Unwohlseins zum Schmerz, für den Übergang des unerheblichen zum erheblichen Schmerz oder für den Übergang des Unwohlseins zur Angst gibt es nicht. Die Feststellung von Unwohlsein, Schmerz und Angst bleibt eine Aussage über Wahrscheinliches und eine an die Wirklichkeit mehr oder minder angenäherte Aussage. Trotz dieser Begrenzung führt die Analyse des Verhaltens näher an die psychischen Komponenten der Schmerz- sowie der Angsterfahrung heran als die apparative – noch so exakte – Feststellung der Intensität von Reizen.

Die zuvor skizzierte biologische Bedeutung des Schmerzes legt nahe, daß dieser sich im Verhalten des Tieres niederschlägt. Ein Schmerz ohne Auswirkungen im Verhalten wäre eine biologische Einrichtung ohne Sinn und Zweck, ein quasi diabolisches Mittel zum Quälen empfindender Wesen. Schmerzen und Ängste äußern sich im Verhalten des Tieres freilich mehr oder minder offensichtlich, je nach ihrer Intensität. Deren Feststellung bedarf eines geschulten, erfahrenen, mit dem einer jeden Tierart spezifischen Verhalten vertrauten Auges. Ihre Feststellung erfordert ferner ein Auge, das die verschiedenen menschlichen Einwirkungen bei der Ausbildung des Pferdes kennt, das zum Beispiel mit den möglichen Reaktionen des Pferdes auf den Spornstoß ebenso vertraut ist wie mit den verschiedenen Reaktionen des Pferdes auf die Berührung mit der Barrstange. Auf die verschiedenen Reaktionen bei den unterschiedlichen Einwirkungen kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden. Im groben Überblick läßt sich sagen, daß die im Sinne des Reiters erfolgende Reaktion des Pferdes vor allem dann ein Indiz für vorangegangenes Unwohlsein oder vorangegangenen Schmerz darstellen kann, wenn diese Reaktion der Neigung des Pferdes widerspricht, das heißt, wenn das Pferd im Sinne des Reiters reagiert, um bestimmte von ihm ausgehende Reize zu vermeiden. Den ersten Schritt der Reaktion des Pferdes auf Empfindungen des Unwohlseins und des Schmerzes bilden die aversiven Reflexe, das heißt die Versuche, sich gegen den störenden Reiz zu wenden, gegen ihn zu schlagen, ihn wegzuschlagen oder in entgegengesetzter Richtung zu wirken, nämlich den gereizten Körperteil wegzuziehen oder den gesamten Körper von dem störenden Reiz fortzubewegen. Die verschiedenen Äußerungsweisen des Erschreckens, des Flüchtens, der Aggression, des Widerstandes, der Spannung und der Erregung lassen sich im Zusammenhang mit den basalen Reflexen erläutern, was freilich nicht bedeutet, jedes Verhalten auf solche Reflexe zurückzuführen. Auf Schmerzen und Ängste können weiter das Aufgeben des Widerstandes gegen den Reiter, die generelle Reduktion des Tonus sowie der Reagibilität, schließlich die Apathie hinweisen. Über längere Zeit andauernde Schmerzen und Ängste führen im Zusammenhang mit einem Teil der summarisch genannten Reaktionen unter anderem zu körperlichen Symptomen wie stumpfem Fell, reduzierter Futter-

aufnahme und Gewichtsverlust. Versuchstierkundler stellen aufschlußreiche Kataloge von Reaktionen auf Schmerzen und Leiden zusammen (Grawvogel, 1972; Zimmermann, 1984; Loeffler, 1984; Morton und Griffiths, 1985; Gärtner, 1987).

Erfahrene Halter und Ausbilder von Pferden kennen die Reaktionspalette des Pferdes bei den verschiedenen Einwirkungen des Menschen. Sie versuchen, wie gesagt, zunächst, sich mit ihren Forderungen an die natürlichen Bewegungsbereitschaften des Pferdes anzuschließen. Dort, wo die Strafe zur Unterbindung unerwünschter Reaktionen unumgänglich ist, beschränken sie sich auf das minimale Maß. Zudem lassen sie der Strafe stets vertrauensbildende Maßnahmen – in Form von Zuneigung und Lob – folgen, und zwar mit dem Ziel, negative Auswirkungen der Strafreize auf das Gesamtverhalten des Pferdes und insbesondere auf das Vertrauen des Pferdes zum Reiter zu unterbinden. Erfahrene Ausbilder akzeptieren zwar kurzfristige Krisen im Vertrauensverhältnis von Pferd und Reiter, sie akzeptieren einen kurzfristigen Aufbau von Spannung und Widerstand, vermeiden aber auf jeden Fall die Verfestigung der Reibungen und den mit ihnen verbundenen Abbau der Zufriedenheit, der Leistungsbereitschaft sowie der Funktionslust des Pferdes.

Die zuvor angesprochenen Versuche vieler Turnier- und Freizeitreiter, die Schmerzen und Leiden des Pferdes bei der Ausbildung zu kaschieren oder mit Argumenten wegzudiskutieren, wurde in jüngster Zeit bei den Diskussionen um das Barren besonders offensichtlich. Man führte die erwünschten Reaktionen des Pferdes auf die Berührung mit der Barrstange, nämlich das Anwinkeln der Vorderbeine und das Wegstrecken der Hinterbeine nach hinten und oben, zum Beispiel nicht auf einen Schmerz bei der Berührung zurück, sondern auf ein Erschrecken beim Geräusch, das bei der Berührung der Barrstange oder bei deren Niederfallen erzeugt wird. Bei einigen Pferden – besonders bei jungen mit begrenzten Erfahrungen am Hindernis – trifft diese Erklärung durchaus zu. Ja, es gibt sogar Pferde, die erschrecken, ängstlich und erregt werden, wenn sie in der Nähe eines Hindernisses sind und das Geräusch einer Stange hören, die von anderen Pferden berührt wird und dann unter Umständen scheppernd zu Boden fällt. Der gleiche Zusammenhang liegt dort vor, wo Pferde auf das Geräusch des Gartenschlages reagieren, mit dem nicht sie, sondern in ihrer Nähe sich befindende Pferde gestraft werden.

Das Erschrecken vor dem Geräusch kann nun das Erschrecken vor einem unvertrauten, außergewöhnlichen akustischen Reiz darstellen; das Geräusch kann aber auch auf Grund früherer Erfahrung mit der mehr oder minder schmerzhaften Berührung von Stangen oder einem schmerzhaften Schlag mit der Gerte verbunden werden, das heißt, das Geräusch kann einen konditionierten Reiz darstellen, der zu Reaktionen führt, die dem früher erfahrenen physischen Schmerz entsprechen. In anderer Formulierung bedeutet letzteres: Das Geräusch führt zu einer Furcht vor dem Schmerz beziehungsweise vor schmerzhaften Vorgängen. Das Erschrecken sowie die Furcht stellen

nun keine belanglosen psychischen Erfahrungen, sondern eine Art existentieller Krisen und damit auch eine Art von psychischem Schmerz respektive psychischem Leiden dar. Zudem schließt das Erschrecken vor dem Geräusch bei der Berührung einer Stange einen mehr oder minder ausgeprägten Berührungsschmerz nicht aus, das heißt, die beiden Arten oder Quellen des Schmerzes können sich ergänzen. Eine nächste, den Schmerz entwicklungliche Erklärung sieht im Barren die Störung eines angeborenen oder eines erlernten „funktionalen“ Bewegungsablaufs. Auch diese Interpretation trifft in manchen Fällen zu, zum Beispiel bei manchen jungen Pferden, die beim Einspringen die Hindernisstange berühren. Eine solche Störung führt freilich zum Erschrecken und zur Angst, das heißt auch zu einer Art von psychischem Leiden; zudem schließt auch hier das psychische Leiden den Berührungsschmerz nicht aus.

Weiter läßt das Barren sich als eine dem Pferd unvertraute menschliche Einwirkung deuten, die im Zusammenhang mit Erschrecken und Angst zu erhöhter Konzentration führt. Zu solchen Reaktionen des Pferdes kommt es in der Ausbildung häufig, zum Beispiel beim ersten Auflegen des Sattels, beim ersten Antraben unter dem Gewicht des Reiters, beim ersten Zudrücken der Schenkel des Reiters, bei der ersten Berührung mit der Gerte oder dem Sporn; zu ihnen kommt es auch beim Barren. Das Davonstürmen des Pferdes stellt häufig ein Indiz für das Erschrecken vor der unvertrauten Einwirkung dar. Wie bei den vorangegangenen Erklärungen ist auch hier eine Art von psychischem Leiden zu konstatieren und ist ferner die Verbindung dieses Leidens mit einem Schmerz bei der physischen Berührung der Barrstange nicht auszuschließen.

Die bisher genannten Versuche, den Schmerz bei der physischen Berührung wegzudiskutieren, nämlich das Verständnis des Barrens als akustischer Reiz, als Störung eines angeborenen oder erlernten „funktionalen“ Bewegungsablaufs oder als unvertraute menschliche Einwirkung, werden häufig mehr oder minder eng verbunden mit der Darstellung der Reaktion des Pferdes auf den Berührungsreiz des Barrens als reflexartige Bewegung nach unvertrautem Kontakt und nicht als Reaktion auf einen Schmerzreiz. Der Reflex besteht nach dieser Interpretation im Anwinkeln und Wegstrecken der Beine in quasi automatisch erfolgenden, angeborenen Reaktionen.

Auch diese Erklärung ist zuzugestehen, daß sie in manchen Fällen zutrifft, meist aber nur so lange, wie das Pferd mit solchen Berührungen nicht vertraut ist. Typisch reflexartige Reaktionen zeigt das Pferd, wie bereits gesagt, zum Beispiel dann, wenn es nach der Gerte oder dem Sporn schlägt. Reflexartige Bewegungen sind weiter dann zu beobachten, wenn man einem Pferd bei der Schulung im Rückwärtsrichten erstmals mit der Gerte auf den Kronenrand des Vorderbeins tippt oder wenn man bei der Schulung in der Piaffe erstmals seine Hinterbeine mit der Gerte touchiert. Wird das Pferd mit solchen Berührungen vertraut, dann reagiert es nicht mehr allein auf die Berührung; diese muß dann vielmehr mit einem gewissen Schmerz verbunden werden, was aus der Sicht des Reiters den Vorteil hat, daß aus der häufig unkontrollierbaren und ruckartig verlaufen-

den Reflexbewegung eine kontrollierbare und durch die Intensität der reiterlichen Einwirkung dosierbare Reaktion wird. Das Beispiel des Rückwärtsrichtens zeigt, wie die reflexartige Reaktion des Pferdes auf die Berührung des Kronenrandes des Vorderbeins genutzt wird, um dem Pferd den Weg zur erwünschten Bewegung zu zeigen, wie der Reiter anschließend aber bemüht ist, das Pferd mit seinen verschiedenen Einwirkungen vertraut zu machen und die unkontrollierbaren Reflexe auf Berührungsreize durch kontrollierbare Reaktionen auf Schmerzreize zu ersetzen. Die Reaktion auf die Berührung der Barrstange kann bei unerfahrenen Pferden in dem skizzierten Reflex bestehen und zu außergewöhnlichen, für den Reiter manchmal sogar gefährlichen Verhaltensweisen über dem Sprung führen. Mit zunehmender Erfahrung des Pferdes verlieren sich seine reflexartigen Reaktionen in der Regel, dies häufig zum Leidwesen der Reiter, die sich dann eines Barrens bedienen, bei dem Schmerzreize die erwünschten Reaktionen provozieren. Das Ausmaß der Desensibilisierung auf leichte Berührungsreize hängt vor allem von der generellen Sensibilität des einzelnen Pferdes ab. „Kalte“ Pferde zeigen selbst bei Berührungen, die für sensible schmerzhaft sind, nur begrenzte Reaktionen; wahrscheinlich liegt die Schmerzschwelle bei ihnen merklich höher als bei den sensiblen, die manchmal schon dadurch „gebart“ werden, daß sie die Geräusche mitbekommen, die beim Barren eines anderen Pferdes entstehen. Zur Interpretation des Barrens als reflexartige Bewegung auf einen Berührungsreiz ist wie bei den zuvor besprochenen Erklärungen schließlich anzumerken, daß eine solche Reaktion sich durchaus mit der auf eine schmerzhaft Berührung verbinden und daß sie ferner mit Unsicherheits- und Angsterlebnissen, das heißt mit psychischen Leiden, verknüpft sein kann.

Die verschiedenen Einwirkungen des erfahrenen und verantwortungsvollen Ausbilders erreichen, das ist mit Nachdruck zu betonen, in der Regel nicht die Intensität von Schmerzen, schon gar nicht die von erheblichen Schmerzen, die nach dem Tierschutzgesetz selbst angesichts „vernünftiger“ Ausbildungsziele inakzeptabel sind. Die Unerheblichkeit der bei verantwortungsvoller Ausbildung auftretenden Schmerzen kann man vor allem dann behaupten, wenn man sich an den hier nicht erörterbaren Indizien orientiert, die von den Versuchstierkudlern für den Übergang von unerheblichen zu erheblichen Schmerzen angenommen werden. Erfahrene und verantwortungsvolle Ausbilder beschränken sich zu dem häufig auf die Androhung von Schmerzreizen, und zwar auf Grund der Fähigkeit des Pferdes, schon mit dem Schließen der Schenkel, mit dem Fühlenlassen des Sporns oder mit dem leichten Antippen der Gerte die früher erfahrenen, zum Teil schmerzhaften Reize zu verbinden und aus Furcht vor ihnen gemäß zu reagieren. Auch hier stellt die Furcht freilich keine indifferente Erfahrung dar; sie ist vielmehr eine Art psychischen Unwohlseins oder psychischen Leidens.

Die vorliegende Erörterung hat den Sinn, das Unwohlsein, die Schmerzen, die Ängste und die Leiden bewußt zu machen, mit denen das Pferd im Prozeß seiner Ausbildung konfrontiert wird. Die moralische Dimension der Ausbil-

dung eines Tieres sollte expliziert und der Reiter dazu veranlaßt werden, die Schmerzen und Ängste des Pferdes bei der Ausbildung zu minimieren, leichte, kurzfristig wirkende und daher moralisch vertretbare Schmerzen von den inakzeptablen zu unterscheiden und die Anwendung dieser Erkenntnisse als einen integralen Inhalt einer „humanen“ Ausbildung zu verstehen. Die vorliegende Erörterung kann die moralische Orientierung des Reiters fördern, dies freilich in Verbindung mit der Kontrolle durch außenstehende Fachleute; letztere Aufgabe dürfte Veterinärmedizinern in besonderem Maße zufallen.

Die wichtigste Kraft im Bemühen um die Verwirklichung der Ziele des Tierschutzes stellen allerdings im Bereich des Reitsports weder die Moral der Reiter noch das Engagement der außenstehenden Kontrolleure dar; die wichtigste Kraft bilden vor allem im Leistungssport Pferde selbst: In der Regel und auf Dauer fördert nämlich nicht die gewaltsame Bemächtigung durch den Menschen ihre Leistungsbereitschaft sowie ihre Leistungsfähigkeit; die uneingeschränkte Leistungsbereitschaft und die maximale Leistungsfähigkeit des Pferdes erreicht man dauerhaft vielmehr vor allem im Rahmen einer vertrauensvollen Beziehung von Mensch und Tier. Und eine solche Beziehung ist, wie erfahrene Ausbilder wissen, mit andauernden und/oder erheblichen Schmerzen und Leiden des Tieres nicht vereinbar.

Literatur:

- Darwin, Ch.* (1859): Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Dt. Übers. Stuttgart 1884.
- Gärtner, K.* (1987): Kriterien der materiellen Prüfung von Genehmigungsanträgen. Dtsch. Tierärztl. Wschr. 94.
- Grauwogl, A.* (1972): Tierschutz aus der Sicht der modernen Verhaltensforschung. Kleintierpraxis 17.
- Herre, W., und Röhrs, M.* (1973): Die Umweltbedingungen der Haustiere. Illies/Klausewitz.
- Kirchshofer, R.* (1973): Tierhaltung in zoologischen Gärten. Illies/Klausewitz.
- Loeffler, K.* (1984): Assessing pain by studying posture, activity and function. In: Duncan/Molony.
- Lorenz, K.* (1983): Der Abbau des Menschlichen. München.
- Maier, J.* (1987): Die Beurteilung der Schmerzintensität beim Tier mit Hilfe ethologischer und physiologischer Parameter. Unveröffentl. Diplomarbeit aus der Fak. IV (Agrarwiss. II) der Universität Hohenheim.
- Morton, D. B., und Griffiths, P. H. M.* (1985): Guidelines on the recognition of pain, distress and discomfort in experimental animals and a hypothesis for assessment. The Veterinary Record, April, 20.
- Ortega y Gasset, J.* (1942): Meditationen über die Jagd. Dt. Übers., Ortega y Gasset, Gesamm. Werke, Bd. 4, Stuttgart 1956.
- Tinbergen, N.* (1951): Instinktlehre. Dt. Übers., 4. Aufl., Hamburg 1966.
- Westhues, M.* (1955): Über den Schmerz der Tiere. Münchener Universitätsreden, Heft 12.
- Xenophon* (ca. 365 v. u. Zr.): Über die Reitkunst. Dt. Übers., Berlin 1965.
- Zayan, R.* (1984): Assessment of pain in animals; epistemological comments. In: Duncan/Molony.
- Zimmermann, M.* (1984): Behavioral investigations of pain in animals. In: Duncan/Molony.

Prof. Dr. Heinz Meyer
Bergische Universität
Fachbereich Gesellschaftswissenschaft
Gaußstraße 20
5600 Wuppertal 1

Berichtigung

Wolfgang Dohne
Klinik für Pferde
Tierärztliche Hochschule Hannover
Bischofsholer Damm 15
3000 Hannover 1

Hannover, 19. 1. 1991

Sehr geehrte Damen und Herren,

bedauerlicherweise kam es bei der Veröffentlichung unseres Beitrags in der PFERDEHEILKUNDE Nummer 6 November/Dezember 1990 durch uns zu einer Verwechslung der Beschriftungen von Abbildungen und Tabellen.

Es sind deshalb folgende Verbesserungen notwendig:

- S. 266 Zeile 48 „(Abb. 1 und Abb. 2)“
Verbesserung: „(Abb. 1 und Abb. 2 a)“
- S. 267 Zeile 14 „(Abb. 3)“
Verbesserung: „(Abb. 2 b)“
Zeile 64 „(Abb. 2)“
Verbesserung: „(Abb. 2 c)“
Zeile 81 „(Abb. 4)“
Verbesserung: „(Tab. 1)“
Zeile 87 „(Abb. 5)“
Verbesserung: „(Tab. 2)“
- S. 268 Zeile 22 „(Abb. 4)“
Verbesserung: „(Abb. 5)“
Zeile 31 „(Abb. 6)“
Verbesserung: „(Tab. 3)“
- S. 270 Zeile 20 „(Tab. 1 bis 3)“
Verbesserung: Klammer entfällt

(Wolfgang Dohne)